Gall. rev.
981
28

Die

Macht der Verhältnisse.

(La force des choses.)

. . . . Le nombre sans l'unité, c'est l'anarchie.

In Frankreich verbotene Schrift.

Uebertragen

von

einem Publicisten.

Magdeburg, 1849.

Verlag von Emil Baensch.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Wo hinaus mit Frankreich? — Die Menſchen reißen es mit ſich fort, und nur die Macht der Verhältniſſe kann ein „Halt!“ gebieten. Aber die Macht der Verhältniſſe, die Halt und Stätigkeit geben ſoll, wo iſt die? wo kann man ſie ſchauen? Iſt's die Republik? iſt's die Präſidentſchaft des Kaiſer-Neffen? iſt's das legitime Königthum? — —

Mittheilung des Herausgebers.

Dieſe Broſchüre ward von den franzöſiſchen Behörden mit Beſchlag belegt. Die jetzige Regierung will nämlich nicht, daß außer ihr noch Etwas in Frankreich exiſtire, was nicht ſie iſt. Wir brauchten, in der Ueberzeugung, daß man in Frankreich unter zwölf Geſchworenen nicht acht gefunden hätte, von denen wir ſchuldig befunden wären, nur an die Gerechtigkeit des Landes zu appelliren; aber dieſer oder jener Uebergangs-Regierung gegenüber konnte nur wenig daran liegen, ob wir eine leichte Gelegenheit, beiläufig den Sieg davon zu tragen, fanden; furchtlos und geduldig appellirt unſere Broſchüre lieber an die Zeit und an das Bewußtſein des Volks.

I.

Republik.

Wir können jetzt nicht mehr sein, was wir früher waren; der alte Zeitenlauf ist beendet, und eine neue Epoche socialer Existenz hat begonnen. Bei geringerer Unähnlichkeit ist jetzt mehr Gleichheit, im Zusammenleben mehr Assimilirung und christliche Wechselbeziehung vorhanden. Noch aber liegt nicht klar vor, ob auch die republikanische Form diesen Fortschritt besser umhüllt und befriedigt. Vielleicht hat die Vorsehung uns eine Züchtigung angedeihen lassen, ohne uns einen Widerspruch aufzubürden. Mag nun die Schuld an den Menschen, mag sie an den Verhältnissen liegen: die Republik kann unsere Regierungsform nicht sein. Vielleicht ist eine compacte, eine an einander sich drängende Masse von 36 Millionen Menschen, die, ohne Gaukeleien, ohne Einbildungen, ohne Kirchen- und Kriegszucht, nur von ihren Leidenschaften und Interessen allein in Bewegung erhalten werden, überhaupt schon über alle Bedingungen und Verhältnisse einer jeden genügenden Regierungsform hinaus. Ausgemacht ist's wenigstens, daß die schlimmste aller Verbindungen dieser 36 Millionen Betheiligter diejenige abstracte Regierungsform ist, durch welche die oberste Gewalt, die de facto vom souveränen Volk geübt wird, ohne Regeln, ohne Festigkeit, ohne Bürgschaft, ohne Verantwortlichkeit ist. In den kleinen Republiken der Schweiz und Amerika's, wo Jedermann Hand an die Zügel der Regierung legt, sie nach Belieben leiten und festhalten kann, mag die Republik genügen und den Vorzug verdienen; aber bei unseren und namentlich bei den französischen Zuständen führt die bloße Zahl ohne Einheit zur Zügellosigkeit.

Die Demokratie ist aber heut zu Tage gewissermaßen zur Nothwendigkeit geworden; und wenn Frankreich auch nicht Republik sein kann, so darf es doch nur Das sein, was der Republik am meisten ähnelt. Im Grunde dreht es sich also nur um eine Formfrage. Die Republik ist eine gewaltsame, auf Widersprüche gegründete Form; es handelt sich darum, zu etwas Lebensbeständigerem, und mehr Anklang

Findendem zu gelangen; und ſobald wir aus der Einheit, die uns groß und ſtark macht, nicht heraustreten wollen, haben wir keine Wahl mehr zu treffen, ſondern nur einer Conſequenz zu genügen; Frankreichs Einheit iſt gleichzeitig die Einheit der monarchiſchen Form. Hier iſt nicht mehr von einer Miſchung von Vergangenheit und Zukunft, von einer Art Compromiß unter beiden die Rede; wir müſſen darin eine friſche Schöpfung, die neue und logiſche Weiſe einer ganz anderen Ordnung der Dinge erblicken. Wäre das Königthum in der Welt unbekannt geblieben, und hätte es nur überall Republiken gegeben: ſo würde an dem Tage, wo politiſche Verſchmelzung und Aneinanderreihung eine centraliſirte, untheilbare, einige Republik von 36 Millionen Verwaltungsuntergebenen gegründet hätte, die republikaniſche Form zur monarchiſchen Einheit gegriffen haben, ja, ſie hätte die Königswürde geſchaffen. Wären Amerika's Vereinigte Staaten in demſelben Grade, unter denſelben Bedingungen und Verhältniſſen auf die Einheit hingewieſen, wie wir, ſo tauſchten ſie den gewählten Präſidenten gewiß gegen einen erblichen Monarchen; mit Einem Wort, haben wir die Zukunft vor Augen, und abſtrahiren wir ganz von der Vergangenheit: ſo giebt's in Frankreich fortan keine andere Logik und Möglichkeit, als die Demokratie mit einem in jeder Beziehung feſten Mittelpunkte, keine andere Regierungsform, als die demokratiſche Monarchie. Fort mit einem Hofe, aber fort auch mit der Wahl und der Präſidentſchaft! Es giebt dann nicht weniger Freiheit, nicht weniger Gleichheit, bloß irgendwo etwas Erblichkeit mehr. Nachdem die Monarchie erſt eine feudale, dann eine reine, und ſpäter eine gemiſchte geweſen, nimmt ſie jetzt demokratiſchen Geiſt und Charakter an. Eine ſolche Königswürde iſt keine imaginäre; ſie iſt vorhanden, ſie wird ausgeübt, ſie iſt ſelbſt unter Berührung mit der Republik herangewachſen; es iſt das Belgiſche Königthum. Der König Leopold, der keine Conceſſionen machte und keine zu machen hatte, der nur die Nothwendigkeit des Vorhandenſeins für ſich beſaß, iſt im Bewußtſein ſeines Volkes der logiſch volksthümlichſte Souverän geworden.

Frankreichs Volksbewußtſein ſtrebt nach dieſer Regierungsform; die republikaniſche Erfahrung leitet nothwendig darauf hin, leitet zum belgiſchen Reſultat, zum demokratiſchen Königthum; darum muß man ſich alles Deſſen enthalten, was ſeinen Gang irre führen, was vom Ziele ableiten könnte.

Die Republik iſt vorhanden; mag das Land ſie nun mit Erſtaunen, oder mit Unwillen aufgenommen haben, das gilt heute gleich; genug, ſie iſt da. Der wahre Patriotismus beſteht darin abzuwarten, die Republik ihre Schwingen verſuchen, ſie ihren Lauf vollenden und ſie ohne Gewaltmaßregeln allmählig und unter dem Widerſtande aller der Unvereinbarkeiten ſich abnutzen zu laſſen, die in Frankreich ſie untergraben, der Verhältniſſe und Zuſtände, die ſich gegen ſie wenden. Mag ſie auch anderswo gut ſein und den Vorzug verdienen: bei uns

taugt ſie Nichts, weil ſie unpraktiſch iſt; und zu einer Zeit, wo, wie in der jetzigen, die Controle, der Geiſt ein öffentlicher iſt, kann der Prozeß zwiſchen Dem, was ſein will, und Dem, was ſein kann, wohl kein langer und zweifelhafter ſein.

Mögen republikaniſche Ueberzeugungen auch noch ſo lebhaft ſein: wo ſie aufrichtig ſind, werden ſie an der Gränze der Möglichkeit ſtehen bleiben. Tüchtige Männer dieſer Ueberzeugung, wenn ſie zur Leitung der Geſchäfte berufen werden, erkennen bald alles denkbare Gute nur in dem ausführbar Guten. Sie werden ſich um diejenige Combination ſchaaren, die am wenigſten von der, welche ſie hofften, verſchieden iſt und ein gutes Erbe hinterläßt; die beim Anlegen des Maßſtabes der Wahrheit den Geiſt der Freiheit, der Gleichheit und der chriſtlichen Bruderliebe athmet, den Geiſt, der politiſche Bildung mit chriſtlicher Geſittung durchdringen muß. Dann brauchen das Bewußtſein und das erleuchtete Intereſſe des Landes ſich nicht auf den immer verhängnißvollen Weg der Reaction zu wagen; mag die Form ſich ändern, bleibt doch die Sache dieſelbe! Aber bei der Präſidentſchaftsfrage, wie ſie einmal geſtellt wurde, iſt's nicht die Ordnung, iſt's nicht das Land, iſt's nicht die Zukunft, die wir im Auge haben; wir erblicken darin ganz andere Namen, ganz andere politiſche Erfahrungen.

II.

Die Präſidentſchaft Bonaparte's.

Die Partei, welche ſich die gemäßigte nennt, will im Grunde gleichfalls das demokratiſche Königthum. Ihr Irrthum, oder vielmehr ihr Unrecht iſt, daß ſie glaubt, jeder Weg führe dahin, die Mittel ſeien gleichgültig. Das hat Veranlaſſung zur Wahl des Prinzen Louis Bonaparte gegeben.

Augenſcheinlich liegt in dieſer Wahl ein unglücklicher Widerſpruch; ſie greift die Frage im Grunde nur an, um ſie bloßzuſtellen. Laſſen wir auch ſelbſt die Eventualitäten eines Bürgerkrieges und blutiger Ereigniſſe bei Seite, ſo ſcheint die neue Regierungsform doch nur zur traurigen Alternative: Anarchie, oder Willkürherrſchaft, zu führen. Iſt ſie gemäßigt, ſo wird ſie ſchwach ſein gegen ihre erbitterten Feinde; ſtark aber, Gefahr laufen, dieß allzu ſehr zu werden. Sie kann in Verſuchung gerathen, in Nachahmerei zu verfallen und perſönlich zu werden. Bei der gegenwärtigen Lage des Landes giebt es keine genügen-

den Bürgſchaften gegen dieſe Wandlung. Das Volk ſcheint die Ueberzeugung zu haben, der Name „Bonaparte“ heile von dem Uebel der Republik, wie gewiſſe Zauberworte von dem Rothlauf heilen. Schwer mag es gewiß ſein, daſſelbe in einer Lage zu erhalten, die zwar nicht mehr Republik, aber etwas Anderes auch noch nicht iſt. Will man denn Das aber? Will man von Neuem den Weg durch das Kaiſerreich zurück, um zur Monarchie zu gelangen und ſo durch Mäßigung Gewalt ausüben? Oder hält man ſich für ſtark genug, um zu gehöriger Zeit inne halten und die Kaiſererfahrungen nach Gutdünken verwenden zu können? Verwenden? Für Wen? Für eine gewaltſame, improviſirte Gewalt, die, ſie ſei, welche ſie wolle, in Gefahr ſteht, ihrerſeits wieder als Beute irgend einer anderen gewaltſam improviſirten Gewalt anheim zu fallen? und zwar durch Ueberraſchung, durch eine plötzliche Wendung. Nichts iſt reif, Nichts zur Entſcheidung vorbereitet.

Fände es aber Statt, wäre es dann leicht zu verhindern? Der Prinz Bonaparte iſt nicht der einzige in ſeiner Partei; es giebt Leute darin, die bonapartiſcher geſinnt ſind, als er ſelber. Man wird ihn auf die überall in Europa herrſchende Stimmung der Geiſter aufmerkſam machen, wird ihm zuſetzen, die volksthümliche Miſſion ſeines unſterblichen Oheims in deren wahrem Wege wieder aufzunehmen; wird ihm ſagen, wenn man etwas Exceptionelles in der jungen Societät ſein wolle, müſſe man mit der alten brechen; ſeit 60 Jahren ſtänden ſich zwei unverſöhnliche Principe in Europa einander gegenüber, von denen das eine ſtets Dasjenige in ſich aufnehme, was das andere nicht gewonnen.

Cäſar's und Cromwell's Rolle iſt jedenfalls abgenutzt; ſie ſtände mit unſerer Zeit in allzu großem Widerſpruch, und wenn Napoleon ſelber ſein Geſchick von vorn anfinge, würde er nicht Kaiſer oder König in Capet's oder Karls des Großen Sinne werden wollen, ſondern das Exceptionelle auf anderem Wege erſtreben. Er würde ſich an die Spitze der Völker ſtellen, würde ein Marius ſein und der Mann der Revolution und die Brücke zu einer neuen Weltgeſtaltung werden. Der Prinz Louis iſt brav, großherzig, er iſt beſcheiden und voll der beſten patriotiſchen Abſichten; allein er hat eine Vorliebe für große Unternehmungen, und gedrängt, angefeuert, wie er ſtets von den Seinigen wird, könnte bei der jetzigen Sachlage Europa's auch ein noch mehr auf Beſcheidenheit angewieſener Mann ſich am Ende berufen glauben und von ſich ſagen, wie Scribe Jemand von ſich ſprechen läßt: „Ich ſage ja, ich kann nicht Lateiniſch; vielleicht aber kann ich's doch; — will's verſuchen!“

Trägt man auch dieſer Eventualität keine Rechnung, ſo bietet die Präſidentſchaft Bonaparte's, als ein Reflex des Kaiſerreichs um das Haupt Frankreichs, doch Verwicklung und ernſtliche Schwierigkeit für unſere Politik. Wie auf der Hand liegt, haben wir in Europa nur für Conceſſionen, oder für den Krieg Einfluß zu hoffen; an den

Prinzen Louis wird man aber größere Anſprüche machen, als man ſie an den General Cavaignac geſtellt haben würde. Der Name Bonaparte ſteigt nicht herab; er ſteigt hinan, oder — fällt.

Je mehr der Prinz Louis ein Mann von ſorgfältiger Ueberlegung und hoher Moralität iſt, je mehr muß ihm ſeine Stellung als eine ernſte, viel erheiſchende erſcheinen. Vielleicht beſteht ſeine wahre Aufgabe, ſein dauernder Ruhm darin, Frankreich zur Monarchie zurückzuführen und es für einen Act patriotiſcher Tugend vorzubereiten, der dauernder iſt in der Menſchen Gedächtniß, als jene eherne Statue auf dem Vendôme-Platz. König Ludwig von Holland ſchuf ſich einſt dieſe Unſterblichkeit; denn er zog eine große That einem großen Ehrgeize vor.

III.

Das legitime Königthum.

Ausdauer, Thatkraft, Ueberzeugung und Stellung — Alles iſt — wir müſſen es geſtehen — bei der legitimiſtiſchen Partei; aber ſtark als Partei, iſt ſie ſchwach als Bruchtheil des Volks; ganz geeignet, Beſtehendes zu ſtürzen, iſt ſie doch ungenügend, Etwas zu begründen. Sie gleicht einem tüchtigen Generalſtabe ohne Soldaten. Wohl kann ſie durch Ueberraſchen, durch Gelegenheitsurſachen, durch den Haß, der gegen das Beſtehende herrſcht und um jeden Preis daſſelbe zu beſeitigen ſtrebt, ſtark werden. Das weiß ſie auch, und Dem gemäß verfährt ſie; zu ihren eigenen Gunſten beutet ſie politiſche Täuſchungen und Erfahrungen aus, die ſie ſelber veranlaßte; ſie möchte gern beweiſen, daß jede andere Regierungsform unmöglich ſei, um allein auf dem Platze zu bleiben und ſomit, weil es ihr an Sympathieen fehlt, Alles an ſich, als an die letzte Hoffnung, zu feſſeln. Allerdings kann ihr bei dem herrſchenden Ideen-Wirrwarr dieſe Taktik gelingen; ſie kann Erfolg haben; denn in Frankreich kann Alles Erfolg haben, es fragt ſich nur, ob einen dauernden. Die Legitimität würde in dieſem Falle auch nur ein Uebergang, auch nur ein äußerſter Gegenſatz gegen Republik ſein; allein die Frage ſelbſt wäre nicht erledigt.

Die Legitimität datirt von einer zu fernen Zeit. Sechszig Jahre voll wichtiger neuer Geſtaltungen, Veränderungen, Fortſchritte, Ruhm und neuer Nationalbildung haben uns auch einen ganz anderen Geiſt geſchaffen, unſere Denkweiſe, unſere Sitten und unſere Gewohnheiten

ganz umgestaltet, unseren Erinnerungen und politischen Anschauungen einen festen Punkt gegeben, und das alte Frankreich existirt für uns nur noch in unseren Bibliotheken. Wir sind zwar die Söhne unserer Väter, aber wir sind nicht ihre Nachfolger, sind nur die Kinder unserer Zeit und ein Volk voll Leben und Unternehmungsgeist; es widerstrebt unserer Natur, rückwärts zu schauen. Wir wissen es jetzt, die Legitimität gebahrt sich, als wenn sie mit uns dieselbe Luft athme, spricht von Gleichheit, Volks-Souverainität, demokratischem Königthum. Allerdings kann das wahr sein, und zweifellos ist es auch wahr in dem hellen Verstande, in dem edlen Herzen des jungen, trefflichen Fürsten, der die Legitimität personificirt; aber — man verzeihe uns die freimüthige Aeußerung! — in Betreff der legitimistischen Partei ist es eine Unmöglichkeit. Zwischen dem Princip des älteren und dem des jüngeren Zweiges handelt es sich um mehr, als um eine bloße Personenfrage; sonst wäre der Patriotismus auf der einen Seite so gut wie auf der anderen nur leerer Schein. Das historisch berechtigte und national berechtigte Princip wird durch einen Anachronismus getrennt, für den das gemeinsame Maß fehlt. Ist gleich der Text früher derselbe, so sind die Commentare später dazu doch ganz verschieden. Frankreich besitzt in dieser Beziehung eine unheilbare Ungläubigkeit. Was auch an diesem oder jenem Tage, bei dieser oder jener Gelegenheit die Legitimität wolle und verspreche: stets wird sie geneigter sein, sich in die Vergangenheit zurückzuziehen, als für die Zukunft sich zu öffnen; nie mit der Zeit fortzugehen wissen und stets den Paletot unbequem finden. Sie ruft die Opposition hervor, nationalisirt sie und macht Verleumdung derselben leicht und populair; sie schafft, mit Einem Worte, mehr Republikaner und Bonapartisten, als Kaiserthum und Republik Legitimisten hervorriefen.

Die legitimistische Partei kennt ihre Mängel, weiß, wie verhältnißweise ungenügend sie ist, erkennt, daß die unermeßliche Majorität des Landes sich dem Juli-Principe, dem Königthume mit absolutem Volksrecht zuneigt. Da nun beide Zweige sich zufälliger Weise in ähnlichen Verhältnissen befinden, und persönliche Beweggründe eine Verschmelzung hervorzubringen bestimmt sein könnten: so hat die legitimistische Partei an eine solche Familien-Verschmelzung gedacht. Aber die Regentschaft hat die Sache nicht mit diesen Augen angesehen. Zur Erbfolge bei sich darbietender Gelegenheit geeignet, mußte sie auch die Möglichkeit, bei eintretendem Wechsel, wenn eine Erbfolge nicht stattfand, eines Anderen Stelle einzunehmen, sich offen erhalten. Man verlangte von ihr, eine Chance zweien vorzuziehen, den einen Platz durch Besetzung des zweiten zu compromittiren; so Etwas durfte man nicht vorschlagen. Eine andere, nicht weniger gewichtige Betrachtung mußte bei der Regentschaftspartei Bedenken erregen: wenn sie sich auf die Legitimisten stützte, wenn sie unter deren Banner einherzog, machte sie sich zu einer kriegführenden und schuf sich unversöhnliche Feinde. Sie mußte siegen,

mußte zum Ziele gelangen und durch Kampf ſich Dauer ſichern; ſomit entſagte ſie ihrem ſchönſten Attribute. Sie, einſt zu herrſchen und die Parteien zu verſöhnen beſtimmt, machte ſich der Gewaltthätigkeit ſchuldig, verlor ihren exceptionellen Charakter, ihre große und nationale Sonderheit, diejenige nämlich, die einzige mögliche Combination einer Regierung der Verſöhnung zu ſein.

Auf ſich allein angewieſen, hat die legitimiſtiſche Partei das Juli-Königthum für die Republik geſtürzt; es kann die Republik wieder für ſich ſelber ſtürzen; aber wir glauben, daß ſie ſich in Hinſicht der letzten Reſultate verrechnet. Wohl kann die Republik ihr als Beute, nie aber als Erbe zufallen; durch Menſchen kann ſie mächtig ſein, nie aber wird ſie's durch Verhältniſſe werden.

IV.

Die Regentſchaft.

Wir haben ſchon viele unglaubliche Dinge erlebt und ſind noch lange nicht am Ende. Eine ſo allgemeine und jeden Einzelnen berührende Verwirrung kann nur der eignen Kraftloſigkeit weichen. Für unſer Wohl müſſen wir dem Zufall vielleicht das letzte entſcheidende Wort überlaſſen. Wir werden Alles verſuchen, Alles durchmachen, und unter Ruinen und Trümmern, unter zerſetzten Conſtitutionen und Kartätſchen, werden wir, vorher wie nachher, die unerbittliche Alternative finden: entweder geht Frankreich zum Föderativ-Staate über und bildet Staatenbunde, oder es kehrt zur monarchiſchen Regierungsform zurück. Wie ſchon geſagt, es kann ſich jetzt nur um die Möglichkeit eines demokratiſchen Königthums handeln, und dieß Königthum hat gleichfalls ſeine Bedingungen und Ausſchließlichkeiten. Gerade hier iſt für ein ſolches, das dauern ſoll, Nichts gleichgültig; es darf nicht eine Vergangenheit voll Feindſeligkeiten und Niederlagen abſpiegeln, darf aber eben ſo wenig das iſolirte Factum einer Volksaufwallung und ohne beſonders bevorrechtete Anſprüche auf Vorzug ſein. Weder Legitimität, noch Kaiſerthum können bei dem demokratiſchen Königthum ſtehen bleiben, oder zu ihm hinabſteigen.

Dieß Königthum war es, das wir im Februar haben wollten und ſollten; es lag in dem Geſchrei nach Reform, und die Republik war bloß eine Ueberraſchung, ein vorübergehender Zufall. Heute noch ſteht es vor den Blicken Frankreichs und wird durch Alles, wofür Men-

schenherz und Menschengeist die meiste Sympathie fühlten, was die mächtigste Wirkung auf selbige hervorbringt: durch die Unschuld eines Kindes, durch das reine, fleckenlose Leben einer Mutter repräsentirt; denn vergebens suchte man an Beiden ein schuldiges Haar. Nur bei der Frau Herzogin von Orleans und ihrem Sohne, und nur bei diesen Beiden, ist das demokratische Königthum und Frankreichs Zukunft.

Wir Alle sahen diese Fürstin, wir Alle wissen, daß die Erinnerung an sie im Volksbewußtsein liegt, daß sie Bedauern und Achtung bei allen Parteien, Feinde bei keinen sich erworben. Diese allgemein günstige Stimmung verdankt sie aber nicht bloß ihren hervorragenden politischen Eigenschaften, sondern wir fühlen Alle in unserer innigsten Ueberzeugung, daß an ihr Leben sich ein Theil von Frankreichs Geschick knüpft. Der Bonapartist, der Legitimist, der aufrichtige Republikaner muß, wenn er auch die Herzogin mit ihren, seine Eifersucht erregenden Ansprüchen verwirft, sich dennoch selber gestehen und sagen: Wäre ich unmöglich, so könnte nur die Regentschaft möglich sein.

Die Herzogin von Orleans stammt aus dem ältesten Blute in Europa, und doch ist dieser Umstand in ihren Augen nur eine erlauchte Zugabe. Mutter vor Allem, dann Frau und Französin ihrer Zeit, blieb ihr jener gemeine Ehrgeiz fern, der um jeden Preis seinen Platz einnehmen will. Man hat von einem Concordat zwischen dem älteren und jüngeren Zweige gesprochen. Die Stellung der Herzogin von Orleans ist keine politische, und tief eingreifende Verhältnisse werden von Gott gelenkt. Die Regentschaft bildet keine politische Partei, oder ein politisches Contingent; sie stürzt sich nicht in das Parteigetreibe, pflanzt keine eigene Fahne auf, läßt auf Streit sich nicht ein; sie ist das National-Gefühl und der National-Grund für die Ruhe; sie ist Alles, ist Frankreich, ist der Wille Frankreichs, oder — wenn sie Das nicht sein kann, tritt sie ganz vom Schauplatz.

Man hat gegen die Regentschaft historische Beweise vorgebracht; einer solchen Schlußreihe fehlt aber Wahrheit, vielleicht auch Redlichkeit. Wir leben nicht mehr in den Tagen einer Maria von Medicis, einer Anna von Oesterreich; die Verhältnisse haben sich noch mehr fast, als die Menschen verändert. Nicht aus Schwäche, nicht aus Mangel an gutem Willen gehen heutigen Tages die Regierungen zu Grunde, wohl aber durch allzu viel guten Willen, durch ein unglückseliges Vertrauen auf Unterdrückungstheorien.

Wenn in den letztvergangenen Jahren Louis Philipp nur ein schwaches Kind gewesen wäre, säße er noch auf dem Thron. Schwerlich dürfte mitten unter unseren Kämpfen und zerrissenen Zuständen, wo die Regierung auf Kanonenlaffetten und Bajonettspitzen thront, auch die Regentschaft allen Anforderungen entsprechen; vielmehr müßte sie, ungleich der Republik, dem Bonapartismus, oder dem legitimistischen Königthume, weniger regieren, wohl aber Krieg führen. Bei dieser traurigen Gestaltung würde — gern gestehen wir es — ihr mehr als

einer anderen Regierungsform jene grausame Energie mangeln, welche von Empörung, Blutbad, Bürgerkrieg das Recht, über sie zu herrschen, fordert. Wir wissen wohl, die Zeit der Regentschaft ist noch nicht gekommen; sie ist eine der Zukunft vorbehaltene Wahrheit, und Frankreich hat zu viel Civilisation, zu viel Interesse an Ordnung, als daß es sich stets schlecht befinden wollte, wo es ihm doch gut gehen kann.

Unsere Zeit hat einen nicht zu verlängnenden Charakter, der gebieterisch die Herrschaft über alle Rechte, Interessen, Lagen, Vergünstigungen beansprucht. Die Socialisten irren, wenn sie diese Herrschaft von der Republik fordern; es giebt nichts Undankbareres und Egoistischeres, als die Republik. Man denke an ihre Erkenntlichkeit gegen den General Cavaignac, den eben so rechtschaffenen Mann, als weisen Republikaner, der der Washington Frankreichs wäre, wenn Frankreich anders einen Washington haben könnte. Wenn die Idee des christlichen Socialismus bei uns im Staate Platz zu greifen vermag, so kann sie's nur, wenn sie Den, der das Staatsruder hält, durchdringt. Dann wird die Regierung stark sein; denn heutiges Tages ruht die Stärke nur in Allen, ruht in gerechten, schützenden Gesetzen, welche die Unglücklichen weniger unglücklich machen, damit sie weniger der Schuld und der Strafe ausgesetzt sind.

Das möge uns klar bleiben: die einzige Regierungsform, die in Frankreich Dauer haben kann, ist diejenige, welche keine Gewalt anzuwenden braucht, um zur Herrschaft zu gelangen. Eine politische Meinung, die an der Spitze, oder im Gefolge einer Partei sich die Macht erobert, stößt immer auf eine entgegengesetzte Meinung, die im Begriff steht, sie zu bekämpfen, sie zu stürzen. Sie hielt sich für eine dauernde Macht und war doch nur der vorübergehende Erfolg. Was macht die jetzige Republik stark? Wodurch wird der zukünftige Bonapartismus stark werden? Wodurch würde die Legitimität, wenn sie zur Regierung käme, stark sein? Nur durch etwas Provisorisches! Die Republik ist sicherlich nicht diejenige Regierungsform, welche der Energie entsagt, und doch hat sie in ihrem Symbol den Spruch: „Liebet Euch unter einander!" Das kommt daher, weil in der That fortan nur die Vereinigung, nur die Wechselbeziehung der Interessen und das Solidarverhältniß der Einzelnen etwas Dauerndes begründen können.

Diese Resultate aber — wir können sie nur von einer neuen Gestaltung hoffen, die rein geblieben ist, die noch nicht versucht ward, die frei zum Königthume geboren wird, wie wir zum Leben geboren werden; die ihre Dauer in einer genügenden Decentralisirung findet, die dem Haupte Blut entzieht und Leben, Beweglichkeit und Individualität den Theilen zuführt; die die Gemeinde emancipirt, den Provinzen eine Verfassung giebt, dort den öffentlichen Geist und in einem richtigen Verhältnisse eigene Unabhängigkeit und eignes Handeln weckt, als Stützpunkt und legaler Widerstand gegen die Heftigkeit und das Ueberstürzen des Mittelpunktes. Auf diese Weise hängt Frankreich

nicht mehr von Einem Ort, von Einer Begebenheit ab; ist nicht mehr der Einsatz bei einem Staats-Coup, oder der Preis eines Handstreichs. Die Centralisation ruht vielmehr in dem Einklang, in der Gleichmachung, in dem homogenen und identischen Zusammenströmen aller Punkte in einen einzigen Punkt. Sie ist nicht dieses mechanische, farblose Prinzip, das aus dem politischen Sitz einer Nation das Zuchtlager einer Armee macht. Sie übt ihre Kraft an gemeinschaftlichen, allgemeinen und großen Interessen, hält bloß die organischen Blutadern des Gesammtlebens, der nationalen und socialen Bewegungen in ihrer Hand, und Frankreich wird nicht mehr durch den Telegraphen verwaltet. Dadurch gewinnt das Ministerium mehr Zeit und bedarf weniger Einfluß, was gerade eine Bedingung und Bürgschaft für die Stabilität seiner Gewalt ist. Bei unbeschränkter Centralisation verkümmert die Macht durch die ministerielle Verantwortlichkeit. Wäre die Centralisation in Frankreich nicht so groß gewesen, so hätte man die verantwortlichen Lenker der Regierung ihren Trotz nicht bis auf's Aeußerste treiben lassen, und ein Ministeriums-Wechsel würde zu keinem Regierungssturz geworden sein. Mit Einem Worte: durch die Decentralisirung, wie sie sein kann und nach unserer Ansicht sein muß, wird Alles zu Vaterland, zu Frankreich, zu Regierung; und ein Theil dieses Ganzen ist wieder die Familie, die Sicherheit, das tägliche Leben.

Die einzige Regierungsform aber, welche ein solches Resultat gewähren kann — jeder Vernünftige kennt sie — ist die Regentschaft, ist die Herzogin von Orleans und ihr Sohn. Sie allein vereint alle Vorzüge jeder politischen Meinung in sich, ohne dabei an den Gefahren und Inconvenienzen irgend einer anderen zu leiden; sie allein kann die Einheit und Festigkeit der Monarchie als einfache Bürgschaft für Freiheit und demokratisches Leben bieten; sie allein endlich sich selber in Betreff der Nothwendigkeit ihrer Existenz genügen, ohne durch ihre Ansprüche auf jene Existenz die Nothwendigkeit zu compromittiren und zu schwächen. Sie steht nicht unter dem Einfluß irgend welcher Antecedentien, nicht unter dem irgend eines Systems, oder irgend einer Partei. Sie hat keine Erinnerung, um Anderes zu wollen, als sie will; keine Sehnsucht, keine Mühen, keine Widersprüche, keine Vergangenheit liegen hinter diesem Kinde, und nur die letzte Erfahrung aus siebenzehn Jahren bleibt von den Erinnerungen der Vergangenheit. Jede andere Combination, als die Regentschaft, wäre im Grunde nur eine Zusammenstellung, ein Vertrag, dem Vertrauen, Wahrheit und hinreichende Zustimmung mangeln. Aber wo ist diese Regentschaft? Keine Partei trägt ihren Namen, keine Mitbewerber streiten sich ihretwegen; ist Mangel an Vertrauen, ist Zweifel an ihrer Zukunft hieran Schuld? Nein — Klugheit und Patriotismus bloß. So lange Frankreich unglücklicher als sie selber war, verstummte sie, weil sie das Ungewitter nicht durch folgenreiche Worte vergrößern

wollte. Aber mit dem Aufhören der Umstände, die Schweigen geboten, muß auch das Schweigen aufhören. Wir leben nicht mehr unter aufregendem Trommellärm und Gewehrfeuer; ohne uns gerade wohl zu befinden, geht es uns doch nicht so schlecht mehr, als daß wir nicht auch an morgen denken sollten, und die Zeit des Nachdenkens, der freien Erörterung ist wiedergekehrt. Die Regentschaft hat aufgehört, ein Gefühl, eine bloße Idee, eine Erinnerung zu sein; sie ist zum Ausdruck eines nationalen Factums, das sich ereignet hat, zu einer volksthümlichen Erwartung, die nach Verwirklichung strebt, geworden; sie tritt hervor, nicht etwa, um auf dem behaupteten Platze einen Kampf zu beginnen, sondern um ihre Stellung in der Reihe der Möglichkeiten zu bestimmen. Nur zu zeigen hat sie sich, nur ihren Geist, ihren Hauch braucht sie kund zu geben, und Freunde werden ihr nicht fehlen; Frankreichs Vernunft wird für sie Anhänger werben. Wenn wir auf diese Weise von ihr reden, sind wir überzeugt, daß wir schwach nur den Wunsch und den geheimen Gedanken einer unermeßlichen Mehrheit darstellen. Mit größerer patriotischer Ruhe werden wir kommenden Entwickelungen entgegengehen, wenn wir deren End- und Zielpunkt in einem lebensfähigen Umstande erblicken, der Alles für sich hat, uns einzig und allein Alles gewähren kann.

Als eine Frau von überlegenem Geiste und heldenmüthiger Seele wird die Frau Herzogin von Orleans, wenn sie von einem großen Volke zur Lenkerin seines Geschickes erwählt ist, im Glück wie im Mißgeschick diese erhabene Mission zu begreifen und sich mit den Hoffnungen Frankreichs und seiner Zukunft in Einklang zu setzen wissen. Schon am 24. Februar hat sie ja gezeigt, was sie einst sein wird. Schon an jenem Tage, als selbst Männer, von dem gewaltigen Ereigniß betäubt, Schwäche zeigten, wußte eine junge, vergessene, sich selbst überlassene Frau, der jede Erfahrung in so verhängnißvoller Lage abging, dennoch Das zu bleiben, wozu eine Thronberaubung sie gemacht, und den unerwartetsten, aber würdigsten und angemessensten Entschluß zu fassen. Wäre die Frau Herzogin von Orleans nach England gegangen, so war sie nur das Glied einer Familie; aber da sie sich allein und isolirt in einer kleinen, entlegenen Stadt Deutschlands niederließ, stellt sie ein eigenes Princip dar, umgeben von dem eigenthümlichen Hoheitschimmer ihres Unglücks und den Sympathien, die es weckt.

Einst, wenn wir zu uns selber gekommen sind und endlich wieder in geordnete Zustände und fortschreitende Lebensverhältnisse übertreten, werden wir auch zu den wahren Gesinnungen des Februar zurückkommen und dann die Frau Herzogin von Orleans in ihrem Exile gerade so wiederfinden, wie wir sie einst am Tage des schmerzvollsten Opfers bei den Invaliden erblickten. Dort, heftig erschüttert durch den furchtbaren Auftritt im Palais-Bourbon, getrennt von ihrem jüngsten Sohne, den andern an der Hand führend, nur

von einem einzigen Freunde, der im Unglück ihr treu geblieben war, begleitet und geschützt, trat sie in ein Gemach und sprach mit bewegter Stimme, die mit dem Eindrucke der Ueberzeugung fesselte, indem sie auf die Knie sank, zu ihrem Sohne: „Dem Schicksal uns beugend, mein Sohn, wollen wir für Frankreich beten!“

Erwähnen müssen wir zum Schlusse noch, daß die Regentschaft allein sich dem Lande darzustellen vermag als umgeben von den Sympathien anderer Völker und Regierungen, als eine sichere Bürgschaft endlich für die allgemeine Rückkehr zum Frieden und zu einem geordneten Staatsleben. Seit einem Jahre knüpft sich Europa's Schicksal an Frankreichs Geschick. Ist letzteres zu einem normalen Zustande wiedergekehrt, werden auch im übrigen Europa die Wirren mit gerechten und volksthümlichen Verbesserungen schließen.

Somit hat die Regentschaft ein allgemeines, ein großes, ja vielleicht das größte Interesse der civilisirten Welt für sich. Als wahrer Ausdruck neuer Verhältnisse und Bedürfnisse, gegründet auf die politischen, sittlichen und christlichen Grundsätze einer Regierung, die Allen genügt, kann die Regentschaft allein der Zukunft den Geist des Umsturzes nehmen, kann sie allein nur versöhnen und die Gesellschaft vor jener subversiven, raubluſtigen Reaction schützen, die in ihrem Innern gährt.

Druck und Papier von E. Baensch jun. in Magdeburg.